

Von der Hilfskatechetin zur Dipl. Religionspädagogin RPI

Ein Kommentar zu Monika Jakobs (Hg.), Sehen und gesehen werden. Impulse zu 50 Jahren Religionspädagogik in der Schweiz: Edition NZN bei TVZ, Zürich 2016.

Ich weiss nicht, wie man darauf gekommen ist, ausgerechnet mich anzufragen, das Buch «Sehen und gesehen werden. Impulse zu 50 Jahren Religionspädagogik in der Schweiz» vorzustellen. Zwar besuchte ich 1964, als das Katechetische bzw. Religionspädagogische Institut Luzern gegründet wurde, das erste Schuljahr und kam also zeitgleich mit dieser Gründung erstmals mit dem Religionsunterricht in Berührung. Aber ich habe öfter gesagt, dass ich nicht wegen, sondern trotz des Religionsunterrichts Theologie studiert habe. In diesem Studium habe ich mir dann auch nur das absolute Minimum an religionspädagogischer Theorie und Praxis angeeignet. Und der Religionsunterricht, den ich als Pastoralassistent erteilte, war eine Katastrophe – für mich, aber ebenso für die Kinder und Jugendlichen, die mir auf der Nase und gelegentlich tatsächlich auf den Tischen im Unterrichtszimmer herumtanzten.

Im Laufe meiner Tätigkeit in der biblischen Erwachsenenbildung, meiner Erfahrungen als Vater zweier Töchter und meiner Kontakte mit dem RPI und mit Religionspädagoginnen und -pädagogen hat sich meine anfängliche Geringschätzung zwar in Respekt vor ihrem persönlichen Engagement und ihrer Professionalität gewandelt. Aber ich habe bei der Lektüre dieses Buches nochmals sehr viel dazugelernt. Mehr noch: Die Lektüre hatte eine Art «Bekehrung» zur Folge und hat meinen Blick auf die Religionspädagogik verändert und vor allem erweitert.

Kirchengeschichte aus der Perspektive religionspädagogischer Akteure

Müsste ich eine Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz während der letzten 50 Jahre verfassen, würde ich nach dieser Lektüre nicht mehr mit den grossen Ereignissen wie Konzil und Synode, mit den grossen gesellschaftlichen und religionssoziologischen Umbrüchen oder mit den bekannten Persönlichkeiten wie dem Schweizer Theologen Hans Küng, dem Churer Bischof Wolfgang Haas oder Kardinal Kurt Koch und den Konflikten beginnen, in die sie verwickelt waren. Vielmehr würde es mich reizen, diese Geschichte aus der Perspektive des RPI, seiner Entwicklung und vor allem der vielen Religionspädagoginnen und -pädagogen zu erzählen.

Denn aus der Perspektive des RPI und der Religionspädagoginnen kämen nicht die vermeintlichen Hauptdarsteller wie Bischöfe und grossen Theologen, und nicht die immer gleichen Hauptthemen wie Priestermangel, Polarisierung und Pluralisierung der Gesellschaft in den Blick, sondern Personen und Entwicklungen, die mindestens ebenso wichtig wenn nicht wichtiger sind:

- die Religionspädagoginnen und -pädagogen als mit Abstand grösste Berufsgruppe

pe in der Kirche;

- die Generationen von Kindern und Jugendlichen, ihre Eltern und Familien;
- die Pfarreien und ihre Bemühungen um Lebendigkeit und Alltagsgestaltung im Geist Jesu;
- die Veränderungen in den Berufsbiographien dank nebenberuflichen Ausbildungsgängen, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, vielfältigeren, weniger gradlinigen Entwicklungen der Berufstätigkeit;
- die Suchbewegungen in der religionspädagogischen Aus- und Weiterbildung in Abhängigkeit von Entwicklungen in der pädagogischen wie auch der kirchlichen Landschaft, der Bildungspolitik und dem veränderten Stellenwert der Kirche als Institution und der Religion als Phänomen in der Schule;
- das Ringen um Anerkennung und Professionalisierung von Laienberufen in der Kirche, das sich im Wandel von Berufsbezeichnungen von der Katechetin zur diplomierten Religionspädagogin und von der Hilfskatechetin zur Katechetin mit Fachausweis nach ForModula, aber auch in Anstellungsbedingungen und Lohnrichtlinien niederschlägt;
- der Wandel in der kirchlichen Jugendarbeit, geprägt durch den Wegfall der traditionellen kirchlichen Kinder- und Jugendkarrieren, durch verändertes Freizeitverhalten, durch den Rückgang der Zahl junger Geistlicher und Pastoralassistenten, welche willens und fähig sind, die pfarreiliche Jugendarbeit zu prägen ...

Für eine solche Kirchengeschichte aus religionspädagogischer Sicht, die stärker von unten als von oben, stärker von den Rändern als von der Mitte her erzählt würde, ist das neue Buch eine Fundgrube. Es enthält reiches Anschauungsmaterial und gibt viele Denkanstöße. Wer zu den nicht mehr ganz jungen Semestern zählt, wird bei der Lektüre auf viele Namen, Geschichten und Konflikte stossen, an die zu erinnern nicht nur biographisch interessant ist, sondern anhand derer sehr deutlich wird, dass unsere Kirche, deren Trägheit, Unbeweglichkeit und Rückständigkeit vielen zu schaffen macht, sich doch bewegt und entwickelt. Besonders lesenswert sind in diesem Zusammenhang die Überblicksbeiträge von Monika Jakobs und Markus Arnold am Anfang und die Erfahrungsberichte am Schluss des Buches. Um nur ein Beispiel zu geben: Der erste Bericht von Margrit Mächler-Fändrich (Abschluss 1969) steht unter dem Titel «Vikare werdet ihr nie!». Im Bericht von Lars Gschwend (Abschluss 2010) ist nachzulesen, wie er 40 Jahre später zusammen mit seiner Frau unmittelbar nach der Ausbildung direkt eine Gemeindeleiterstelle übernimmt – zum Zeitpunkt der Entscheidung noch unverheiratet und ohne Missio (und das im Bistum Chur).

Ein Buch für Gegenwart und Zukunft

Aber «Sehen und gesehen werden» ist nicht nur ein Buch für die Geschichte – es ist ebenso ein Buch für Gegenwart und Zukunft. Inspiriert durch den zunächst irritierenden Titel möchte ich anhand von sechs Begriffspaaren auf Impulse eingehen, die ich der Lek-

türe verdanke. Es geht um

- suchen und finden,
- Theotop und Sinusmilieus,
- Interdisziplinarität und Ernstfall der Theologie,
- beobachten und bezeugen,
- Professionalität und Lebenskunst, und natürlich von
- sehen und gesehen werden.

Suchen und finden

In der Kirche besteht die Tendenz, Fragen mit Hilfe übergeordneter Prinzipien, theologischer und lehramtlicher Vorgaben oder grundsätzlicher Zielvorstellungen klären zu wollen. Die Geschichte von KIL und RPI mit ihren Reformbestrebungen und Krisen, aber auch die Entwicklung des Berufsbildes der Katechetinnen und Religionspädagoginnen machen jedoch deutlich, dass die Antworten auf Fragen und Herausforderungen kaum je auf diesem Weg zustande kamen. Vielmehr war und ist es bis in die jüngste Zeit ein Suchen und Finden, oft beeinflusst von günstigen oder ungünstigen Konstellationen zwischen Personen, von Wechseln in der Leitung, von politischen Rahmenbedingungen wie z.B. Abstimmungsterminen die Uni Luzern betreffend. Daraus ist zu lernen, wie wichtig Sensibilität für Suchbewegungen und Findungsprozesse ist und wie Recht Papst Franziskus hat, wenn er in Evangelii Gaudium sagt: *«Die Wirklichkeit steht über der Idee. ... Die von der Wirklichkeit losgelöste Idee ruft wirkungslose Idealismen und Nominalismen hervor, die höchstens klassifizieren und definieren, aber kein persönliches Engagement hervorrufen. Was ein solches Engagement hervorruft, ist die durch die Argumentation erhellte Wirklichkeit.»* (EG 231f.)

Theotop und Sinusmilieus

Wer sich als Kirchenmensch in der heutigen Zeit erfolgreich bewegen und verständigen will, muss mit beidem vertraut sein: Zum einen mit dem Theotop, also dem ganz spezifischen Lebensraum, in dem nur genau dafür geeignete Pflanzen oder Tiere, sprich Bewohner eines engen, gut gehegten Bereichs theologischer Selbstverständigung, die wissen, wie man sich darin verhält um zu leben und zu überleben (vgl. Langenhorst, 70f). Zum anderen mit den Sinusmilieus – also unserer Gesellschaft, wie sie sich der Marktforschung unter dem Blickwinkel von Mentalitäten, Bildungsniveaus, Konsum- und Lebensgewohnheiten präsentiert. Es gibt zwischen der Orientierung am «Theotop» und an den «Sinusmilieus» kein Entweder-oder, sondern nur ein Sowohl-als-auch. Georg Langenhorst schreibt: *«Wir brauchen die klassische Sprache des Theotops, die Sprache der Dogmatik, der klassischen Liturgie. Sie bildet ein historisch gewachsenes Binnengerüst ... das unverzichtbare religiöse Identität stiftet. ... Zu erweitern ist diese Sprache um Versuche, das Grundanliegen des Christentums immer wieder neu und anders auszusprechen. Diese Versuche werden immer auch neue Inhalte mit einschliessen, neue Perspektiven setzen.»* (84)

Starke Impulse, die Grenzen des «Theotops» und der angestammten Milieus zu überschreiten gehen von Papst Franziskus aus. Schon im März 2005 sagte Jorge Mario Bergoglio: «Fassen Sie Mut und denken Sie die Pastoral und die Katechese von den Rändern her, denken Sie an diejenigen, die am weitesten entfernt sind, die in der Regel nicht in die Kirche gehen. Auch sie sind zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen. ... Kommen Sie heraus aus Ihren Löchern! ... Kommen Sie heraus aus der Sakristei, dem Pfarrbüro, den VIP-Lounges, gehen Sie hinaus! Und vor allem praktizieren Sie eine Katechese, die niemanden ausgrenzt, die andere Rhythmen beherrscht und offen ist für die neuen Herausforderungen dieser komplexen Welt.» (J.M. Bergoglio SJ /Paps Franziskus, Die wahre Macht ist der Dienst, Freiburg 2014, 74)

Interdisziplinarität und Ernstfall der Theologie

Beschäftigte die Theologie früher viele «ancillae», also «Mägde» und «Hilfdisziplinen» wie Philosophie, Philologie oder eben Pädagogik, ist sie heute oft «interdisziplinär» am Werk, steht im Dialog und gleichberechtigten Austausch mit anderen Wissenschaften oder Bereichen der Gesellschaft. Mühsam lernt die Kirche in diesem Zusammenhang bis heute, dass nicht mehr ihre eigene Rationalität die Normen dieses Miteinanders vorgibt, sondern dass sie nur eine Chance hat, wenn sie sich lernbereit und ohne Dominanzanspruch auf andere Rationalitäten einlässt. Von der Religionspädagogik, wo dieses Wagnis früher eingegangen wurde als in anderen Bereichen, ist zu lernen, dass es sich dabei nicht um ein blosses theologisches Nebenfach handelt, sondern um den Ernstfall der Theologie: Erst wo theologisch nicht mehr *über* die Welt, *über* die Gesellschaft und *über* die menschliche Erlösungsbedürftigkeit gesprochen wird, sondern wo *in* der Welt, *in* der Gesellschaft und *mit* den Menschen Worte wie Erlösung, Befreiung oder Auferstehung buchstabiert werden, tritt der Ernstfall der Theologie ein, entscheidet sich, ob es gelingt oder misslingt, den Glauben ins Spiel und auch in den Ernst des Lebens zu bringen.

Beobachten und bezeugen

Gerade weil religionspädagogische Arbeit ein Ernstfall der Theologie ist, ist der Hinweis auf das Risiko der «Wende vom Bezeugen zum Beobachten» (Rudolf Englert, vgl. Langenhorst 72f.) sehr wichtig. Natürlich ist es unerlässlich, die Entwicklungen in der Religionslandschaft, die Veränderungen in der Religiosität junger Menschen oder auch die Krise der Kirche religionssoziologisch zu beobachten und zu beschreiben. Aber dabei darf es nicht bleiben – es braucht auch die «affirmative Rede von Gott» (Langenhorst 84), die Schreibwerkstatt, die dazu befähigt, aus der Auseinandersetzung mit einem biblischen Text heraus ein Gebet zu formulieren und Sprache zu finden für das Unsagbare (Jakobs, 122ff.), «liturgische Kompetenz» und zwar «mehr als nur Basiswissen» (Ottiger, 160ff).

Professionalität und Lebenskunst

In klerikalen Diskursen über die kirchlichen Berufe von Laien ist es verbreitet, den Begriff der Professionalität sofort mit einem «ja, aber» zu versehen. Es sei schon recht, Pro-

Professionalität anzustreben, aber mindestens so wichtig seien das persönliche Engagement, die Berufung, die Nachfolge, die Spiritualität. Nur seinen Job gut zu machen genüge nicht. Diesem Diskurs liegt ein doppeltes Missverständnis zu Grunde: Erstens das Missverständnis, die Kirche könne sich auch heute noch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen leisten, die den Ansprüchen an Professionalität nicht genügen, aber ein gläubiges Herz und gesunden Menschenverstand mitbringen. Und zweitens das Missverständnis, Professionalität heiße etwa gleich viel wie «Dienst nach Vorschrift». Im religionspädagogischen Bereich hat man früh erkannt, dass Mitarbeitende, die mit den Rationalitäten ihres Arbeitsfeldes nicht zurechtkommen und seinen Ansprüchen an Professionalität nicht genügen, ihren Auftrag nicht erfüllen, der Reputation der Kirche im Kontext von Schule und Bildungswesen schaden und zudem in ihrer Arbeit auch persönlich Schaden nehmen. Ebenso deutlich wird, dass kreative Religionspädagogik auch von der Lebenskunst ihrer Akteure lebt. Es braucht die spürbare Liebe zum Leben, oder ein Gespür dafür, dass ein Stein mehr ist als ein Stein und zur Erlebnisgestalt werden kann, oder die Sensibilität für die Poesie und die Abgründe der Sprache, die Ergriffenheit vom unaussprechlichen Geheimnis oder die Fähigkeit, Geschichten so zu erzählen, dass sie den Zuhörern ans Herz gehen. Und es braucht auch die Lebenskunst, eine Balance zu finden zwischen Engagement und Abgrenzung, zwischen mutigem Bekenntnis zu den eigenen Überzeugungen und sorgfältigem Hinhören auf die vielleicht sehr unscheinbaren und zaghaften Fragmente einer Glaubenssprache, die den Zusammenprall mit einer allzu affirmativen Rede von Gott nicht überstehen würden. Gerade für eine solche Balance ist Professionalität unabdingbar und genügt die eigene Lebenskunst, das unkontrollierte und unreflektierte persönliche Charisma nicht.

Sehen und gesehen werden

Das letzte und für das Buch titelgebende Begriffspaar, das leitmotivisch wiederholt wird, stammt von George Berkely, einem irischen Bischof und Theologen des 18. Jahrhunderts. Lateinisch heisst es: «Esse est percipi» und «Esse est percipere», zu deutsch: Menschliches «Sein» heisst «wahrgenommen werden» und «wahrnehmen». Dieser «Ansatz, Sein als Wahrgenommen-Werden zu bezeichnen» (Langenhorst 76), ist theologisch sehr produktiv. In einer Zeit, in der «gesehen werden» ein zentrales Bedürfnis vieler Menschen ist, wird die Zusage, dass Gott uns sieht, dass er uns nicht aus den Augen verliert, zu einem anderen Wort dafür, dass er uns liebt und uns erlöst aus einem Leben, in dem Menschen, gerade auch junge, sich oft genug übersehen und übergangen fühlen. «Sehen» in diesem anspruchsvollen Sinn des Wahrnehmens, des sorgfältigen Hinschauens, ist dann aber auch religionspädagogischer Auftrag: Ausschau halten nach den Menschen, Rahmenbedingungen schaffen, in denen sie sich als wahr- und ernstgenommen erfahren können, nicht nur von Gott, sondern auch voneinander.

«Es gibt dich, weil Augen dich wollen»

Ob es den Religionspädagoginnen und Religionspädagogen gelingt, Räume zu eröffnen und Konstellationen zu schaffen, in denen «sehen und gesehen werden» möglich wer-

den, hängt nicht zuletzt davon ab, dass auch sie selbst die Erfahrung machen, gesehen zu werden und Erkannte zu sein. Dazu leisten das vorliegende Buch und das RPI, dem es seine Entstehung verdankt, einen wichtigen Beitrag, der auch über die religionspädagogische Szene der katholischen Kirche in der Schweiz hinaus wahrgenommen zu werden verdient. In diesem Sinne schliesse ich mit einigen Zeilen aus einem Gedicht von Hilde Domin unter dem Titel «Es gibt dich» (Gesammelte Gedichte, 196):

*Dein Ort ist
wo Augen dich ansehen
Wo sich die Augen treffen
entstehst du ...*

*Es gibt dich
weil Augen dich wollen
dich ansehen und sagen
dass es dich gibt.*

Daniel Kosch
Luzern, den 20. April 2016